



Der Hammer
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 63, 04.13

SPUREN SUCHEN: LITERATUR UND LEBEN/WRITE OR DIE

In einer österreichisch-französischen Autorenbegegnung zwischen dem Wiener Schriftsteller Thomas Stangl und dem in Wien lebenden französischen Autor und Literaturwissenschaftler Jean-Michel Lou ging es 2012 in der Alten Schmiede um das Aufspüren von Orten, Übergängen und Abwesenheiten. Lou, Franzose mit familiären Wurzeln in China, sucht diese im Werk von Franz Kafka. Ausschnitte seines Buches *Le petit côté* (*Die kleine Seite*, gemeint ist aber auch die Prager *Kleinseite*, Kafkas erster Lebensbezirk) wurden für dieses Projekt übersetzt und hier erstmals auf Deutsch veröffentlicht.

Eine andere Spurensuche existentieller Art nehmen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an Schreibwerkstätten für Drogenabhängige im Rahmen der Rehabilitationsprogramme des Vereins *Grüner Kreis* auf sich. Es ist die Suche nach einem eigenen stabilen Lebens-Kern, der erst die Grundlage für ein Leben in Freiheit und Unabhängigkeit bilden kann. Seit rund 25 Jahren leitet die Schriftstellerin Renata Zuniga Literaturgruppen und Schreibwerkstätten für Menschen in Drogentherapie, das Literarische Quartier der Alten Schmiede unterstützt sie dabei. In ihrem Bericht hat sie Textbeispiele aus diesen Gruppen aufgenommen.

»Worüber man nicht reden kann, darüber muss man schreiben«, hat Elsa, eine Teilnehmerin, vor vielen Jahren einmal zu mir gesagt und heute glaube ich, dass sie mit diesem Satz eine Wahrheit formuliert hat. (Renata Zuniga)

25.4., 19.00, Alte Schmiede

RENATA ZUNIGA: WRITE OR DIE ...

SCHREIBWERKSTÄTTEN FÜR ABHÄNGIGE

Renata Zuniga und Mitglieder der Schreibwerkstätten lesen • Vorführung: *Harry der Haschrebell*. Trickfilm • in Zusammenarbeit mit **Kunst im GRÜNEN KREIS**



Thomas Stangl schreibt über Jean-Michel Lou: *Wenn man durch die Straßen geht, in Wien oder Prag oder anderswo, Radio hört, aus dem Halbschlaf schreckt, träumt, jemanden anschaut, kann man immer wieder Kafka begegnen. Ihm beinahe begegnen: in einen kleinen Tausel der Zeit geraten, der Kafkas Sätze (Kafkas Art, Sätze zu formen) in die Wirklichkeit übersetzt oder die Wirklichkeit in Sätze von Kafka. Dieser Erfahrung (die vielleicht dem Lesen erst seinen Sinn gibt) spürt Jean-Michel Lous »Hommage an Kafka« Le petit côté nach.*

Jean-Michel Lou

Le petit côté. Un hommage à Franz Kafka

(Gallimard, 2010 – Ausschnitte, aus dem Französischen übersetzt von Petra Lou)

Ich weiß nicht, wie ich hierher geraten bin. Ich muss in die Falle gegangen sein. Diejenigen, die hier das Sagen haben, sind so sicher, dass ich nicht entkommen werde, dass sie keinen Wert auf strenge Überwachung legen, mir nicht einmal besondere Beachtung schenken. Vielleicht gibt es hier noch andere wie mich, doch darauf habe ich, benebelt von meinem eigenen Schicksal, nicht wirklich geachtet. In der Falle. Wie konnten sie mich erwischen? War es anfangs vielleicht nur ein Irrtum, ein Verwaltungsfehler, eine Verwechslung, ein Missgeschick, eine Unachtsamkeit, ich weiß es nicht; jedenfalls bin ich jetzt hier an diesem Ort, ohne einen Ausweg, ohne die Hoffnung, eines Tages zu entkommen. Ich muss meine Papiere verloren haben, oder man hat sie mir abgenommen. Ich kann meine Identität nicht nachweisen; und welche Identität? Ich bin mir auch nicht mehr sicher, von irgendwoher zu kommen. Aber das hat hier ohnedies keine Bedeutung. Ohne Identität, ohne Würde bin ich für sie nur ein Gegenstand, Material. Sie können mit mir machen, was sie wollen. Was immer mir auch geschieht, niemand wird da sein, mir zu helfen, niemanden wird es kümmern. Sie bringen mich ins Freie. Zeit für die Übungen. Ein Wärter gibt das Kommando; wir machen Kniebeugen auf dem staubigen Platz; es ist absurd. Es gibt nicht einmal einen Zaun, keinen Stacheldraht; in einiger Entfernung sehe ich die Dorfbewohner ihrer Beschäftigung nachgehen; Leute von hier. Offenbar könnte ich leicht fliehen, aber ich weiß, dass es unmöglich ist; wohin sollte ich auch gehen? Die anderen neben mir führen die gleichen sinnlosen Bewegungen aus. Sind sie seit eh und je Mitglieder dieser Truppe oder Gefangene, wie ich? Es hat keine Bedeutung mehr, unsere Schicksale verfließen ineinander. Ich interessiere mich nicht für sie. Später verlegt man mich in eine geräumigere Zelle. Draußen gibt es Gras, Bäume, Blumen; ich sehe niemanden, aber ich vermute, dass Menschen vorbeigehen und ich ganz und gar ihren Blicken ausgeliefert bin. Ich fühle mich nackt. Was für beschämende Bedingungen, denke ich; es ist klar: Ich bin in den Fängen einer unermesslichen, eiskalten Macht, steril und grausam. Schleichen des Entsetzens breitet sich in mir aus. Wieder in einer anderen Zelle. Seit Jahren bin ich nun hier. Ich habe jede Hoffnung verloren. Ich habe auch mein »ich« verloren. Ein Wächter tritt ein, kramt an einem Ort an der Decke, bringt er mir Essen? Er lässt die Tür offen stehen; ich denke nicht einmal daran zu fliehen. Kurz darauf betritt ein anderer Mann die Zelle, seine Bewegungen sind hastig, jedoch sicher und präzise; es ist ein Elite-soldat von hohem Rang, in dessen Händen nun mein Schicksal liegt; für gewöhnlich kommen solche Personen mit einem armen Teufel wie mir gar nicht in Berührung; er schenkt mir im Übrigen nicht die geringste Beachtung (für jeden hier ist klar, dass ich ein Untermensch bin), er widmet sich ganz der kleinen Nische an der Decke, in die der Wächter zuvor gegriffen hatte; etwas Wichtiges, Geheimes scheint zu fehlen. Andere Wächter laufen herbei. Ich glaube, sie bezeichnen mich als den Schuldigen, aber der Soldat erklärt, ich könne es nicht gewesen sein. Diese Worte, in einem neutralen, sachlichen Ton vorgebracht, ohne mich anzusehen, während er seine Sachen einsammelt um den Raum zu verlassen, erschüttern mich, da sie bedeuten, dass diese hochrangige Person meine Gegenwart doch bemerkt hat; ich fühle mich in meinem Dasein bestätigt,

ein Hauch meiner Würde wird mir wiedergegeben durch diese Richtigstellung gegenüber den Wärtern, zu meinen Gunsten. Indem er ihnen widerspricht, nimmt er gleichsam das Unrecht zur Kenntnis, das mir seit einer Ewigkeit in dieser Gefangenschaft zugefügt wird. Ich weiß, dass er nichts für mich tun wird, weil ich ein Nichts bin; vielleicht wird er auch Ärger bekommen, seine Autorität in Frage gestellt werden; mir ist klar, dass diese Soldaten, die ein so hohes Ansehen genießen, am Rande der Gesellschaft stehen, sie werden einerseits respektiert und gefürchtet, andererseits auch beneidet und im Grunde gehasst. Ich esse die Mahlzeit, die mir der Wächter gebracht hat.

So hat dieses Buch begonnen. Nach einem solchen Traum oder nach einem guten Film, wenn man aus dem Dunkel des Kinosaals ans Tageslicht tritt, erscheint die Realität unreal. Man ist sich nicht sicher, ob man wirklich lebt. Oder ob man nicht gerade geträumt wird.

Primo Levi, Jorge Semprún sagten, dass das Leben im Konzentrationslager ebendiese Wirkung hat.

Ich erinnerte mich an Kafkas Erzählungen als ausweglose Albträume von einer organischen Kohärenz, einer unfehlbaren Kontinuität; ich dachte, ein nochmaliges Lesen würde mir den Schlüssel liefern – wozu? – den Schlüssel zur Kontinuität ... zu jener Evidenz im Text, die der Evidenz im Erlebten gleichkäme ...

Das Universelle im Kern des Einzelnen. Das Universelle im *Prozess*.

Aber da sind nicht nur die Träume. Hier eine andere Sequenz.

»Und wie geht es Ihnen? – Schlecht.« Natürlich. Die Frühlingssonne erhellt die Terrasse mit dem Holzboden und die dunkelroten Ziegelmauern. Man hat diesen Pavillon auf dem Gelände des psychiatrischen Krankenhauses für die geistig Behinderten errichtet, in der Absicht, ihm ein menschliches Antlitz zu verleihen. Dieses Bemühen ist beim Betrachten des Gebäudes zu spüren. Ohne auf eine weitere Frage zu warten, fährt sie fort: »Die Stimmen sind immer da ... ich höre sie Tag und Nacht ... sie sagen mir, ich bin krank ... ich bin krank ... sehr krank ... wie kommt es, dass ich nicht herauskomme ... aus meinem Film, wie sie sagen ... warum muss ich nur diese Stimmen hören...?«

Ihre schrille Stimme zerschneidet die Luft. Es sind Formeln und Rituale, mit leichten Variationen; so wie andere sich vorstellen, hallo, ich bin Herr Soundso, Leiter der Abteilung XY, sagt sie Guten Tag, ich bin verrückt, und Sie? Pause – dunkle stechende Augen hinter der Brille, die ein wenig schief sitzt, zerzauste schwarze Haare, auf dem Scheitel mit einer Spange zu einem großen Schopf, der an einen Staubwedel erinnert, zusammengefasst, ziemlich regelmäßige Gesichtszüge, man könnte sie fast als schön bezeichnen ... wäre sie nicht verrückt. Die Hügel dort hinten, Bäume und Weingärten. Es ist nicht sehr warm und die Sonne tut wohl auf der Haut. Im sanften Licht des beginnenden Frühlings ist sie etwas Dunkles, Unheilbringendes, Unpassendes. Ein schwarzes Loch im



Raum. Er möchte etwas sagen, doch sie fällt ihm sofort ins Wort. »Ich verstehe sowieso nicht, was Sie sagen ... Sie können sagen, was Sie wollen, ich verstehe nicht, was Sie sagen ... es lohnt sich nicht ... ich kann nicht verstehen ... ich verstehe nicht, was Sie sagen ...« Sie murmelt diese Worte vor sich hin, wie eine Pythia, ohne ihn anzusehen. Er sagt: »Was verstehen Sie nicht? Ich verstehe nicht, dass Sie nicht verstehen.« Er ist professionell. Er macht seine Arbeit. Sie: »Ich verstehe nichts, ich verstehe nichts, ich kann nicht sprechen, nicht sprechen, nicht sprechen, ich sprechen, ich pech ich pechichpechichech.« Sie steht auf. »Eh eh ichehichehdedeicheh ge ge degege de de de – Wollen Sie hinausgehen? – De de.« Sie gibt ihm die Hand. »Aber wir haben nicht mehr genug Zeit, ins Café zu gehen, sagt er, wir haben nur mehr eine Viertelstunde; machen wir ein paar Schritte auf der Terrasse, wenn Sie möchten.« Sie gehen langsam, in der Frühlingssonne, nebeneinander her. Sie beginnt wieder normal zu sprechen; sie sagt gehässige Dinge. Er denkt etwas über den Tod; über den Tod im Leben. Er denkt, dass diese Frau nicht existieren sollte; im selben Moment denkt er, dass diese Frau Jüdin ist und dass andere Menschen, am selben Ort, zu einer anderen Zeit, gedacht haben, dass Leute wie sie nicht existieren sollten. Danach ist er froh, diesen Ort zu verlassen. Er geht durch die Straße. Er spürt in sich ein bodenloses Loch in einer vierten Dimension, so wie das Loch, das die Frau vorhin in den Tag gerissen hat.

Schreiben, ohne Zwang, aber mit einer gewissen Beharrlichkeit. Warten können. Leerräume schaffen. Greifbare Anstrengungen sind nur auf die äußeren Bedingungen gerichtet – Zeit, Raum, Körper.

In jedem Augenblick entscheidet sich die Form – nicht nur, wenn man seine Worte wählt, auch dann, wenn man beschließt, einen Satz nicht zu schreiben. Reifen lassen: Der Gedanke fällt vom Baum – du musst dich nicht anstrengen, es genügt, im richtigen Moment da zu sein.

Schreiben, so wie der Metzger Ding sein Fleisch zerteilt – die Form erspüren und sich von ihr leiten lassen.

Noch nie war ich so weit von den Regeln der Schreibkunst entfernt. Was zählt, ist der »winzige Keim«, der erst im Werden ist, Nebel und Regen vor Sonnenaufgang. Lebewesen, Nachhall des Verlangens. Ebenso das Werk. Es hat nichts damit zu tun, wie ein Buch sein soll oder nicht.

Es ist kein Zufall, dass künstlerisches Schaffen mit der Metapher der Geburt beschrieben wird – das Werk wird empfangen, reift, wird geboren – das Geheimnis des Lebens ist das unaufhörliche Entstehen der Form aus dem Formlosen.

Der Schreibfluss, der sich verdichtet, Kraftlinien findet, die zu Motiven werden – sich verfestigen – von dieser Bewegung hin zum Werk, einige, ganz wenige Entscheidungen, diese aber präzise. Der Metzger Ding schneidet langsamer oder tiefer, folgt den Linien, umgeht die Widerstände, verweilt an manchen Stellen – um die endgültige Form zu finden.

Und Kafka? Wie macht er es? Seine Romane, gleich gesponnenen Träumen ...

Vor Milliarden von Jahren war die Erde eine Kugel aus Eis – zehn Millionen Jahre hindurch hatte es –40° C am Äquator. Das Leben, unbeständig? Mehr als das – ein kurzer Moment in den Abgründen der Zeit, ein Blitz, so wie die flüchtigen Bilder, die ein Selbstmörder während seines Falls vom Dach eines Wolkenkratzers vom Leben hinter den erleuchteten Fenstern erfasst, bevor er auf dem Beton aufschlägt.

Bücher – Übergänge. Übergangszustände.

Ein Zustand ist niemals mehr als ein Übergang – Zwischen dem Nicht-Dasein und der Auflösung im Nichts. Ein menschlicher Körper – ein Übergangsstadium, das Materie geworden ist, ein Bruch in Zeit und Raum – diese Konglomerate tragen Namen, werden konjugiert, dekliniert, spinnen einen Faden – eine Geschichte – ein Schicksal – ein Leben, sagen sie.

Die Plastikplanen der Baugerüste an der gelben Fassade des Schlosses, die im Wind schlagen, könnten ebenso das Knirschen des Kieses unter den trampelnden Füßen der Läufer sein, oder auch die Segel der Surfbretter, die, an der Hecke trocknend, genauso im Wind schlagen, vor Lichtjahren, in Quiberon.

*

Die Details – das Kratzen des Besens, mit dem die leeren Straßen nach dem Trubel der Wahlkampagne gefegt werden (*Amerika*). Der widerliche Geschmack von rohem Fleisch im Mund, als ob es Fetzen des eigenen Fleisches wären. Kubin, der in der Nase stochert; von Abfuhrmitteln spricht. Seine Schwester, die mit einer Visitenkarte in der Nase stochert ...

Viele Gefühle finden einen körperlichen Ausdruck. Reste von Wut dampfen im Kopf.

Die Schärfe der Wahrnehmung führt an den Rand des Phantastischen.

Der Traum von den Nadeln, die im Gesicht stecken, wie eine Zeichnung von Kubin.

Der Zustand, bevor Kafka den Schlaf findet, kommt jenem des Erzählers am Beginn der *Suche nach der verlorenen Zeit* gleich, wenn er die Augen öffnet und das Zimmer um sich nicht wiedererkennt.

Übergangszustände – zwischen Schlafen und Wachen.

Ich schlafe auf der Bank ein. Das erste Geräusch, das ich vernehme, bevor ich noch ganz wach bin, ist das der Räder eines Kinderwagens auf der Allee, denke ich, oder es sind vielleicht die ersten Tropfen des Regens, der sich zuvor schon angekündigt hat; nein, es ist das Plätschern des Wasserstrahls im Springbrunnen: Ich sehe ihn, weiß, hinter der Hecke; das Bild bleibt jedoch losgelöst vom Geräusch, der Wasserstrahl bleibt stumm, so wie die Silhouetten der Menschen, die an ihm vorbeigehen, am Rande meines Blickfeldes, ich weiß, dass er der Ursprung des Geräusches ist, auch wenn mein elementares Bewusstsein des Augenblicks das eine mit dem anderen nicht komplett verknüpft.

Die Grundstimmung Kafkas ist jene der Dämmerung. Es ist die Stunde der Dämmerung, als der Landvermesser die Ländereien vom Schloss betritt.

JEAN-MICHEL LOU, *1960 in Paris, Studium der französischen Literatur an der Sorbonne und in Wien; Dissertation: *Der Orient im Spiegel. China und Japan in den Werken von Philippe Sollers und Amélie Nothomb*; er unterrichtete Französisch in Afrika (Mauretania, Tschad) und Frankreich, nunmehr lehrt er an der Universität Wien und ist zudem als Sozialarbeiter tätig. Buchveröffentlichungen: *Le petit côté. Un hommage à Franz Kafka* (2010); *Le Japon d'Amélie Nothomb* (2011); *Corps d'enfance corps chinois. Sollers et la Chine* (2012).





Renata Zuniga

WRITE OR DIE ...

Vom Schreiben mit suchtkranken Menschen

Die Therapiestation Marienhof besteht aus einem großen und zwei oder drei kleineren Gebäuden mitten im Wald. Vor dem Haus, in einer Entfernung von circa 30 Metern, liegt ein einsamer, winziger Bahnhof, wo kaum jemals ein Zug hält. Das ist alles. Der Marienhof ist eine Therapieeinrichtung vom Grünen Kreis, wo Männer und Frauen untergebracht sind.

TEXTBEISPIEL:

Mein Weg aus der Sucht

Ich bin dreißig Jahre alt, komme aus Wien, und lebe seit 14 Monaten in einer Rehabilitationseinrichtung für Drogenkranke. Während der letzten Monate habe ich gelernt, mich selbst wiederzufinden und mich neu zusammensetzen. Sogar mit meinem Körper konnte ich mich wieder ein wenig anfreunden. Zurzeit trainiere ich intensiv für einen Marathonlauf. Ich will jetzt meine natürlichen Grenzen erforschen. Sport und diese ganze frische Luft gibt mir allgemein sehr viel Kraft und Selbstvertrauen, ein Gefühl, das absolut neu für mich ist. Intuitiv weiß ich, dass es wahr ist, dass nur in einem gesunden Körper auch der Geist wieder gesunden kann. Sogar meine jüngere Schwester, selbst jahrelang drogenabhängig, weiß ein Lied davon zu singen, da sie sich heutzutage eine glückliche Ehefrau und Mutter zweier Kinder nennen darf und immer noch aktiv Sport betreibt. Selbiges gilt für meinen Onkel Wolfgang, welcher leider viel zu früh an den Spätfolgen seiner Heroinabhängigkeit verstorben ist, der während der letzten Jahre, die er clean leben konnte, intensiv Bodybuilding trainierte.

So viel der Sport mir auch gibt, kostet er mich riesengroße Überwindung und er fällt mir oft schwer, da mich meine 15 Jahre Drogen- und

Alkoholexzesse stark gezeichnet haben in Form von irreparablen Knochenbrüchen in Sprunggelenk und Schlüsselbein, vor allem aber durch meine Hepatitis-C- und HIV-Infektion. Letztere zwingt mich zur täglichen Einnahme starker Virostatika, die meine Lebenskraft und meine Freiheit arg einschränken. Auch äußerlich trage ich meine Narben in Form von vielen Tätowierungen und dem Verlust all meiner Zähne ...

F. B.

Die verschiedenen Therapiestationen liegen in der allergrößten Abgeschiedenheit, weit weg von allem, was Drogenpatienten vom therapeutischen Alltagsleben ablenken könnte, in winzigkleinen Orten, als wollte man mit dieser Ortswahl ganz sicher gehen, dass sich nicht die geringste Droge jemals hierher verirren kann.

Ich begutachte meinen roten Koffer, der voll ist mit Kugelschreibern, Bleistiften, Buntstiften, mit ausgewählten Texten von früheren Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die ich als Anregung und als Beweis, dass das, was ich vorhabe, funktioniert, vorlesen werde.

Und dann brauche ich noch paar Bücher von richtigen Schriftstellern und Schriftstellerinnen zur Inspiration: Erich Fried – ich habe kaum jemals einen Menschen getroffen, den seine Liebesgedichte nicht berühren; H. C. Artmann mit *med ana schwoazzn dintn* und seinen grotesk makaberen Geschichten bewundern fast alle Männer als einen *wirklich verrückten Hund*, und mit der unbehaglichen Verlorenheit von Ingeborg Bachmanns Protagonistinnen können sich vor allem die Frauen in den Gruppen gut und gerne identifizieren.



TEXTBEISPIELE:

Da Hausmasta

Ui jessas, do steht vom Hausmasta da Spodn,
mit den hoda gestan die jungan Katzln daschlogn.
Weu vo da Mitzi die Kotz hod gmocht an Wurf,
des Gfrast, genau in Hausmasta sein Goif.
Ollas wor foi Bluad und am Rückbangl
hods gschnurt.
Den Hausmasta oba hods de Kledzn zrissn,
de Kaben san erm kumman,
do hod as erste Katzal von zehne and Wand gschmissn.
Doch der Bongad woit net krepieren,
do hod as daschlogn midn Spod auf da Köhlerstirgn.
Und das wieda a Rua is wurm im gonzen Haus
lescht er glei dem ganzn Kretz de Lichta aus.
Jetzt steht der Spodn vom Hausmasta do im Goatn,
als ded a auf neiche Katzaln wortn.

B. M.

De Orbad

De Orbad is wichtig, hom ohle mei Lebtag lang gsagt.
Owa kanna hod mi je noch meiner Meinung gfrogt.
Am Liabstn hed i an jedn de Hurstn eitredn,
der mir sogn woit wia i soi leben.

Orbeidn, buckln und dschinön,
fias blede Göd muas i mi quön,
fia a klane Wohnung in an obakumanan Gemeindebau,
wo mei Oide mas Essn warmt,
won i hamkumm auf d' Nacht, am Rescho.
In Urlaub foa i nua ans Kaisawossa,
ume an d oide Donau,
denn fia Meer und Saund reicht es Göd ned,
fia mi und mei Frau.
Schee bled.
Es sei wie es sei,
es geht weida mit da Schindarei,
oiso ob in de Orbeit,
und am Obnd zum Wirtn auf a Gwei.
Und donn in dera Gluat
valier' e dan den Wün und a den Muat
wos ondares zu tuan,
ois nua imma kewen und muarn.

B. M.

Die Herausforderung für mich ist jedes Mal groß, weil man bei dieser Personengruppe wirklich gut sein muss. Gut sein im Sinne von echt. Niemand ist schwerer zu motivieren als Drogenpatienten. Sie haben schon auf so viele Konventionen gepfiffen, dass man so etwas wie harmonisierende Freundlichkeit bei ihnen umsonst voraussetzt.

Gesichter von Teilnehmerinnen und Teilnehmern früherer Workshops mit suchtkranken Menschen ziehen im Geist an mir vorüber. Manch einen Namen habe ich vergessen, aber ich kann mich noch viele Jahre später an ihre Texte erinnern.

TEXTBEISPIEL:

Ich
Nicht zu mir finde ich.
Ich.
Finde keine Gedanken, finde ich.
Erfüllt davon gar nichts zu wissen.

Keine Träne,
keine Schönheit

und kein Gesehen.
Nichts an mir finde ich,
weder Trost noch Erfüllung.

Möchte nicht sein,
nicht ich sein.

Die Möglichkeit gesehen zu werden.
Das ist alles.

A. B.

Es ist erstaunlich, wie sehr sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer bei jeder Schreibwerkstatt für Literatur interessieren.

Mir selbst wünsche ich immer viel Spaß beim Schreiben mit den suchtkranken Menschen, die in einer Einrichtung vom *Grünen Kreis* eine Langzeitdrogentherapie besuchen. Sagt man besuchen? Absolvieren? Hinter sich bringen? Wenn man in Betracht zieht, dass im Laufe der Jahre diejenigen, die auf richterliche Weisung nicht wirklich freiwillig hier sind, immer mehr geworden sind. Seit die Gefängniszellen offenbar zu wenig und die Richter, die einer Therapie mehr zutrauen als einer Gefängnisstrafe, im Laufe der Jahre immer mehr geworden sind.

TEXTBEISPIEL:

Wer bin ich?

Stets auf der Suche nach mir selbst und meinem Platz auf dieser Welt. Verloren irgendwo dort, wo so viele sind und du doch alleine bist, dort wo die meisten gar nicht hinsehen, dort wo sich niemand vorstellen könnte jemals zu sein, dort wo du niemanden so sehr hasst, wie dich selbst, dort wo es sich nur um das EINE dreht, dort wo du so viel Energie verbrauchst, dass sie dir zum Leben fehlt, dort wo man sich selbst belügt und verleugnet, dort wo die Liebe nicht mehr ist, als ein Mythos, dort wo alles Schöne nur noch eine tief verborgene Erinnerung ist, von der man jeden Tag aufs Neue zu zehren versucht, dort an der Linie, wo es nicht mehr weit ist, die letzte Grenze zu überschreiten, dort wo man sich schon aufgegeben hat, dort wo man jeden Tag wieder krampfhaft versucht einen Grund zu finden, um weiterzumachen. Dort wo es an der Zeit war, wieder herauszukommen.

Ein Schatten meiner selbst war ich. Überdrüssig, der Tod eines Freundes, die Beziehung zur Familie, die immer in weitere Ferne rückte, waren für mich Grund genug, meinen ganzen Mut und die mir noch zur Verfügung stehende Kraft aufzurufen, um aus diesem unerträglichen Dasein auszubrechen. Ich sollte dem größten und mächtigsten Gegner, den ich mir nur vorstellen konnte, gegenüberreten: Mir selbst!

G. F.

Niemand ist schwerer psychisch krank als drogenabhängige Patientinnen und Patienten, bekommt man von Ärzten und Psychotherapeuten oft zu hören und dass es diesen Menschen an Paktfähigkeit mangle und sie schwer zu motivieren seien. Das mag stimmen, aber wenn es ums Schreiben geht, habe ich während der letzten 25 Jahre (so lange leite ich Schreibwerkstätten und Kunstworkshops mit Menschen auf Drogentherapie) oft ganz gegenteilige Erfahrungen gemacht. Im Laufe der Jahre verstärkte sich mein Eindruck immer mehr, dass gerade in diesem Rahmen ein spielerisches Sich-Anfreunden mit den Worten, die Lust, mit ihnen zu experimentieren, auf besonders fruchtbaren Boden fällt, so dass immer wieder zahlreiche – meist autobiographische – Texte entstehen, die Außenstehenden tiefe Einblicke in mitunter sehr fremde Erlebniswelten ermöglichen und die noch dazu berührend sein können.

TEXTBEISPIEL:

Meine Mutter weint. »Geh auf Entzug!«, hat sie geschrien, bevor sie sich in ihrem Schlafzimmer einsperrte. Sie hat mitbekommen, dass ich schon wieder gespritzt habe. Ich gehe zu Georg hinüber. Mein Nachbar.

Fortsetzung auf Seite 6



Fortsetzung von Seite 5

Der ist auch süchtig. Unser erster Weg in der Früh ist die Apotheke. Schon wieder die Apothekerin, bei der ich den Mund aufmachen muss. Sie öffnet die Kapsel und leert das Gift, das in winzigkleine Kügelchen gepresst ist, in einen Becher. Daneben steht ein Glas Wasser. Die Apothekerin beobachtet mich. Ich nehme den Becher und führe ihn an den Mund. Die Kugeln lasse ich unter meiner Zunge verschwinden. Obwohl ich Wasser nachtrinke, gelingt es mir, das Substitol aus der Apotheke zu schmuggeln. Ich gehe ein paar Häuser weiter, bevor ich das Gift in ein Papier spucke. Georg, der gerade aus der Apotheke kommt, macht es genau so.

Am Nachmittag gehen wir auf den Karlsplatz, das »Gschpucke« verkaufen. H. W.

Dabei hat alles mit einem Missverständnis begonnen. Ich war Anfang dreißig und mein Drehbuch »Atahualpa« wurde vom ORF als Tatortkrimi verfilmt. Dieser Umstand bescherte mir eine Einladung zur Teilnahme an einem Symposium über Kriminalliteratur im Radiokulturhaus in Wien, das vom Schriftsteller Franz Schuh organisiert worden war. Mein Referat trug den Titel: *Wie ein Autor sich seinen Tatortkrimi vorstellt und was der ORF daraus macht.* Auf unterhaltsame Weise schilderte ich meine Erfahrungen, die ich mit dem Dramaturgen, dem Regisseur und seinen Regieassistenten gemacht hatte und was ich mir alles hatte einfallen lassen müssen, damit ich bei der Ausstrahlung auch tatsächlich die Geschichte, wie sie ursprünglich in meinem Drehbuch stand, zu sehen bekam. Atahualpa, der Name des vierzehnten und letzten Inka, war in meinem Film der Name eines Lokals, in dem besonderen Gästen neben wohlschmeckenden Speisen und Getränken lupenreines Ätherkokain aufgetischt wurde, zumindest so lange, bis ein peruianischer Drogenkurier in einem Wiener Hotel tot aufgefunden wurde. Als ich nach dem Vortrag noch mit ein paar Bekannten im ORF-Buffer beisammen saß, kam ein Herr zu mir und fragte mich, ob ich mein Referat, das ihm übrigens gut gefallen habe, nicht auch bei ihm im Haus halten könne.

Wissen Sie, wir haben da so ein Kaffeehaus, sagte er.

Als mich ein paar Tage später seine Mitarbeiterin anrief, um einen Termin mit mir zu vereinbaren, stellte sich heraus, dass es sich bei diesem Mann um den Direktor der Sonderstrafanstalt Favoriten, dem ersten und einzigen Gefängnis in unserem Land, wo suchtkranke Häftlinge (damals noch ausschließlich Männer) eine Drogentherapie bekamen, handelte. In *seinem* Gefängnis gab es dann tatsächlich ein kleines Kaffeehaus, das von den Insassen selbst verwaltet wurde.

Mein Referat kam bei den Häftlingen, die zur Veranstaltung sehr zahlreich erschienen waren, überhaupt nicht gut an. Die Männer fanden, dass man so dumm wie mein Drogenkurier die Sache nie und nimmer anpacken hätte dürfen und ließen an meiner Geschichte kaum ein gutes Haar. Ich gewann den Eindruck, dass jeder dieser Männer meine Geschichte viel besser hätte schreiben können als ich. Obwohl meine erste Veranstaltung in einem Gefängnis ein absoluter Flop war, wurde dieser Nachmittag zum Beginn einer Schreibwerkstatt, die unter meiner Leitung viele Jahre lang einmal pro Woche stattfand.

So lange, bis einmal Jack Unterweger überraschend in unserer Literaturgruppe erschien. Unterweger, der in Stein seinen autobiographischen Roman *Fegefeuer* geschrieben hatte, war in die SA-Favoriten überstellt worden, damit er sich hier als Freigänger auf seine vorzeitige Entlassung, für die sich etliche Schriftstellerkolleginnen und -kollegen eingesetzt hatten, vorbereiten konnte. Dieser unscheinbare Mann, der aussah, als könne er kein Wässerchen trüben, hatte bei meinem Eintreffen die Leitung unserer Literaturgruppe bereits an sich gerissen. Er hatte neue Teilnehmer, die sich bis zu jenem Tag noch kein einziges Mal in unserer Gruppe hatten blicken lassen, mitgebracht und die regulären Teilnehmer und mich setzte er davon in Kenntnis, wer hier über literarisches Talent verfüge und bleiben könne und wer die Gruppe verlassen müsse. Ich

spürte, dass ich die Literaturgruppe mit Unterweger als Teilnehmer nicht länger in der gewohnten Weise leiten könnte, weshalb ich in der darauf folgenden Woche den Männern den Vorschlag machte, gemeinsam einen Zeichentrickfilm zu produzieren. Ich schätzte Jack Unterweger so ein, dass er sich nicht hinsetzen und wochenlang Kinderzeichnungen anfertigen würde und behielt mit dieser Annahme recht. Als *Harry der Haschrebell*, der erste Zeichentrickfilm, der in einem österreichischen Gefängnis entstanden ist, nach mehr als einem halben Jahr endlich fertig war, war Unterweger bereits ein freier Mann und wir konnten unsere Literaturgruppe fortsetzen.

TEXTBEISPIEL:

Mei Öternhaus

Mei Öternhaus des woa a Graus, in Wirklichkeit a Gfongnenhaus.

Woa oft in oana Zön eigsperrt und hob laut bläat, 's hod koana ghert.

Do woan de Stundn wirklich long, mia is oft wurngonz ongst und bong.

Den Dog woas i, ois warats heit, i geh in Hof, do stengan Leit, hom ghobt Komprensa in de Händ und hom do einebohrt in d Wänd.

Und wier i schau a boa Dog drauf, woas weg des gonze Öternhaus.

Do bi i gston'd'n, furt woand Leit, und hob i mi so richtig gfreit.

U. E.

Ich bin schon oft gefragt worden, wie lange noch ich mit den Süchtigen schreiben will. Oft schwingt eine Art Bedauern mit, so als wäre ich irgendwie arm, weil ich mir auf eher unangenehme Art und so schwer mein Geld verdienen muss. Ich weiß, dass ich über das Talent verfüge, Menschen zu motivieren, mit denen die meisten gar nicht arbeiten möchten. Ich weiß aber nicht, wieso das so ist. Vielleicht hat es damit zu tun, dass es in meiner Jugend eine Zeit gegeben hat, während der ich selber ziemlich gefährlich mit Drogen experimentiert habe und nun heilfroh darüber bin, das ich damit wieder aufgehört habe, bevor ich noch richtig süchtig geworden war. Berührungssängste mit Menschen, die drogenkrank sind, habe ich jedenfalls keine. Außerdem sind die Patientinnen und Patienten, die an meinen Schreibwerkstätten teilnehmen, ohnehin in Therapie und machen einen recht nüchternen Eindruck. Leider ist es schon vorgekommen, dass jemand während einer Schreibwerkstatt die Therapie abgebrochen und dann in der Gruppe sehr gefehlt hat.

Seit etlichen Jahren leite ich regelmäßig Schreibworkshops im Rahmen von *Kunst im Grünen Kreis*. Kurt Neuhold, der Leiter von *Kunst im Grünen Kreis*, selbst Maler und Bildhauer, ermöglicht zweiwöchige Veranstaltungen mit fünf Tagen konzentrierter Arbeit. Diese Form erscheint mir für diesen Zweck ideal.

Das Vorlesen von Textbeispielen, die in ähnlichen Kontexten entstanden sind, nimmt den Teilnehmerinnen und Teilnehmern meist schnell ihre Scheu und sie begreifen, dass uns Tätigkeiten immer nur so lange als schwer erscheinen, solange wir sie nicht tun. Sobald man mit dem Schreiben erst einmal begonnen hat, kann man das auch irgendwie. Und wenn man dann den eigenen Text nicht gleich wieder entwertet, kommt auch immer etwas Annehmbares heraus. Ausgewählte Textbeispiele von *richtigen* Schriftstellerinnen und Schriftstellern zeigen, wie spielerisch, mitunter geradezu kindlich, literarisch anspruchsvolle Texte sein können.

TEXTBEISPIEL:

Adler

Von den Adlern wurde alles versteckt



*Von den Bodentieren für immer unentdeckt.
Die Adler manipulieren das Zusammenleben,
Hauptsache ist: es wird nichts preisgegeben.
Aber irgendwann ist jeder gleich
nur sind dann die Adler arm
und die Bodentiere reich.*

P. H.

Erstes Ziel ist es, rasch eine Atmosphäre zu schaffen, in der jeglicher Ausdruck als kreativer Ausdruck gesehen wird und daher seinen Platz haben kann. Wichtig ist vor allen Dingen, dass eine gewisse Stille, dass Ruhe einkehrt. Künstlerischer Ausdruck verlangt ein gewisses Maß an Unbeschwertheit, was soviel heißt, dass ich, was mich belastet, was mich schwer macht, für eine Weile in Ruhe lassen kann. Probleme lassen sich nicht dadurch lösen, dass ich vierundzwanzig Stunden am Tag an sie denke. Eher ist das Gegenteil der Fall. Was das angeht, kann ich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer beruhigen, indem ich ihnen sage, dass nach dem Schreibworkshop einige ihrer Probleme sicher immer noch da sein werden.

Künstlerisches Geschehen findet in der rechten Gehirnhälfte statt, in jenem Teil des Gehirns, der aktiv ist, wenn ein Kind auf die Welt kommt. Später dann, mit Hilfe einer allgegenwärtigen dressurhaften und gleichmacherischen Erziehung, schwenkt die Energie im Gehirn um, sie verlagert sich von der rechten in die linke Hälfte und die rechte Hälfte funktioniert dann nur noch im Traum, wenn man sich in der Bewegung vergisst, wenn man kreativ arbeitet oder wenn man Drogen genommen hat. Dann verlagert sich die Energie von dem linken, dem strukturierten, dem dressierten, dem kalkulierenden Teil unseres Gehirns in die rechte Gehirnhälfte, den Bereich von Chaos, von Leidenschaft und Liebe. Und wenn jemand erst einmal die Freuden kennengelernt hat, die ihm Drogen bringen, wird es schwer werden, mit dem Drogenkonsum wieder aufzuhören, wenn nicht andere Mittel gefunden werden, eine kreative Seinsweise in sich selbst zu erzeugen.

TEXTBEISPIEL:

Vergänglichkeit

»Herr es ist Zeit der Sommer war sehr groß ...«

Rilke schwirrt in meinem Kopf herum, als ich an einem verregneten Herbstabend den Heimweg antrete. Die Zigarette geht dem Ende zu und erinnert mich daran, dass alles vergänglich ist. Die Straßen sind leer. Nur das dumpfe Licht der Straßenlaternen malt sich den Weg durch die Gassen der Großstadt. Es ist still. Nur die dumpfe Musik nahe liegender Bars hallt durch die Gassen der Großstadt. Ich fühle mich einsam, ich bin allein. Doch mit mir sind die Gassen der Großstadt. Allein, denke ich. Was bedeutet das? Sind wir nicht auch zu zweit meist allein?

Ich betrete die Wohnung. Sie ist verraucht und leer. Nichts, das die Leere füllt. Die materiellen Dinge haben ihre Bedeutung verloren. Eine Couch, nichts, ein Tisch, nichts, mein Bett, nichts. Die Gitarre steht verstummt in der Ecke. Kein Grund, sie zum Leben zu erwecken. Nichts kann die Leere füllen, die du mir genommen hast. Ich bewege mich langsam, wie ein krankes Tier, hin zu meiner Anlage, wähle eine CD aus und lege mich aufs Bett.

Die 9. Symphonie von Beethoven erfüllt die Leere.

Gedankenketten einer verlorenen Zeit jagen durch meinen Kopf. Doch Beethoven ist nicht das Richtige. Was ich jetzt brauche, ist jemand, der mir den Blues singt. Wer kann ihn singen, diesen Blues?

Ich hole eine Flasche Rotwein aus der Küche, wechsele die CD und setze mich auf die Couch. Tom Waits beginnt wie eine geschlagene Katze mit viel zu tiefer Stimme durch die Nacht zu jaulen. Immer noch nichts.

Meine Freundin hat mich vor einer Stunde verlassen und ich fühle nichts. Ich schalte auf den nächsten Track: »Jersey Girl«.

*Was ist das? Eine Träne? Unmöglich. Und doch, Tränen kullern zu Hauf über mein Gesicht. »Jersey Girl«, das war unser Song. Ich lege mich hin. Der Polster riecht noch nach dir. Dein Duft erfüllt die Leere. Mir ist es, als wärst du ganz nah bei mir.
Nichts kann uns trennen, auch nicht die Vergänglichkeit.*

E. H.

Beim Schreiben greifen wir auf eines der ursprünglichsten Materialien zurück, die uns Menschen zur Verfügung stehen: die Worte. Worte sind beseelt, mit Energie umgeben. Vieles hängt davon ab, wie ich mit diesem Material umgehe, wie ich sie betone, mit welchem Tonfall und ob ich sie laut oder leise sage.

Es gibt eigentlich nichts, was nicht wert wäre, in Betracht gezogen zu werden, wenn es um den sprachlichen Ausdruck eines Menschen geht. Die Vielfältigkeit und die Unendlichkeit an Möglichkeiten, die wir haben, um uns auszudrücken, sind unbeschreiblich.

Ebenso wie es keine zwei Menschen auf diesem Planeten gibt, die denselben Fingerabdruck haben, hat jeder Mensch eine eigene – sprich einzigartige – Sprache, und somit eine ureigene Form, sich auszudrücken.

TEXTBEISPIEL:

*was ich sollt schreiben könnte bibliotheken füllen.
doch das wahrhaftige, es würde in mir bleiben,
kein satz, kein wort käme ans tageslicht.
drang des menschen sein innerstes zu enthüllen – nicht.
ach wär ich bloß in der lage
mich selbst zu verstehn, mich zu erkennen.
die alte welt zusammenbricht, die neue noch dabei
sich selber zu benennen.
alles ist schon da, immer da gewesen.
vergessen habe ich, vergessen wollte ich.
die existenz an sich, mich jedoch nicht!
welches geschenk kann es geben, das wertvoller,
schöner, zerbrechlicher ist, als das des lebens?
die erkenntnis, dass es die liebe ist,
in all ihren facetten, nur sie vermag unser leben
zu retten!
wer wahrlich lieben kann, lebt wohl in seiner seele mitte.
die kunst zu lieben ist keine gabe, sie zu erfahren,
zu erleben, zu meistern ist nun meine antwort
auf die frage: wozu das alles, bitte?*

D. W.

Die Herausforderung für die Teilnehmer besteht darin, bis zum Ende der zweiten Woche mindestens *einen* eigenen Text geschrieben zu haben.

Das Wichtigste jedoch ist, dass wir uns die Zeit, die wir gemeinsam haben, so angenehm wie möglich gestalten und uns füreinander interessieren, einen schönen Umgang miteinander pflegen, uns für die Kraft der Worte öffnen und darauf vertrauen, dass der Geist der Literatur uns ohnehin hilft.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sind aufgefordert, für ihre zu meist sehr schwierigen Lebenssituationen mit den ästhetischen Mitteln des Schreibens einen Ausdruck zu finden. Mit den Mitteln der Kunst soll ein Diskurs zu den gesellschaftlich immer noch tabuisierten Themen Sucht und Drogen initiiert werden, um die daraus gewonnenen Erfahrungen für eine konstruktive und lustvolle Auseinandersetzung mit den Anforderungen des Lebens zu nützen.

RENATA ZUNIGA, *1957 in Brixlegg, Dipl.- Dolmetsch Spanisch, Französisch. Prosaautorin, Übersetzerin, TV-Drehbuchautorin; Trickfilme, Dokumentarfilme und Reportagen. Buchpublikation *Sterne wohnen auswärts*. Kriminalroman (1994). Sie leitet Schreibwerkstätten für Drogenabhängige und ist Moderatorin der Reihe *Textvorstellungen* der Alten Schmiede.





Literaturprogramm der Alten Schmiede für April und Mai 2013

LQ – Literarisches Quartier • AS – Alte Schmiede – Werkstatt • GLZ – Galerie der Literaturzeitschriften

18.4. Donnerstag, 19.00	Textkorrespondenzen: Vom Leben erzählen: Fundamente und Strukturen, durch Orte und Generationen
LQ	SABINE SCHOLL (Berlin) liest aus <i>WIR SIND DIE FRÜCHTE DES ZORNS</i> . Roman (Seession Verlag)
20.30, AS	GUUDRUN SEIDENAUER (Salzburg) liest aus <i>HAUSROMAN</i> . Roman (Residenz Verlag) • Einleitungen und Gespräch mit den Autorinnen: ANGELIKA REITZER
22.4. Montag, 19.00	OLGA MÄRTYNOVA (Frankfurt) liest aus <i>MÖRIKES SCHLÜSSELBEIN</i> . Roman (Ingeborg Bachmann-Preis 2012, Literaturverlag Droschl) •
AS	ANGELIKA REITZER (Wien): Einleitung und Gespräch mit der Autorin • <i>Ausgewählte literarische Neuerscheinungen – Frühjahr 2013</i>
24.4. Mittwoch, 19.00	HERBERT J. WIMMER (Wien) liest aus <i>MEMBRAN</i> . Roman (Sonderzahl Verlag) •
LQ	ELISABETH von SAMSONOW (Akademie der Bildenden Künste, Wien): Einleitung und Gespräch mit dem Autor • <i>Ausgewählte literarische Neuerscheinungen – Frühjahr 2013</i> , in Zusammenarbeit mit dem Sonderzahl Verlag
25.4. Donnerstag, 19.00	RENATA ZUNIGA: WRITE OR DIE ... SCHREIBWERKSTÄTTEN FÜR ABHÄNGIGE 57. Autorinnenprojekt der Alten Schmiede
AS	Renata Zuniga und Mitglieder der Schreibwerkstätten lesen • Vorführung: <i>Harry der Haschrebell</i> . Trickfilm • Moderation: Renata Zuniga • in Zusammenarbeit mit Kunst im GRÜNEN KREIS
29.4. Montag, 19.00	WIENER VORLESUNGEN ZUR LITERATUR (1986 von Josef Haslinger und Kurt Neumann gegründet) • 4 Quartalsvorlesungen von
AS	FRANZ JOSEF CZERNIN (Rettenegg – Wien) 3. Vorlesung: WISSENSCHAFT ERKENNTNIS POESIE • 4. Quartalsvorlesung zum Thema <i>Poesie und Fiktionalität</i> am 4.7.2013
30.4. Dienstag, 19.00	PETRA GANGLBAUER: LÜCKEN – Veza Canetti erinnert • 75. Autorinnenprojekt der Alten Schmiede
AS	PETRA GANGLBAUER (Wien; Autorin), SUSANNE HOCHREITER (Wien; Literaturwissenschaftlerin), MARGRET KREIDL (Wien; Autorin), ILSE KILIC (Wien; Autorin), GERTRUDE MOSER-WAGNER (Wien; Künstlerin): poetische und wissenschaftliche Suchbewegungen und Referate, Textbetrachtungen, Kurzlesungen, Videofilme
2.5. Donnerstag, 19.00	Reihe <i>Textvorstellungen</i> – Lesungen, Diskussion Motto: <i>Literarische Explikationen</i> • Redaktion und Moderation: RENATA ZUNIGA
AS	SIMONE SCHÖNETT (Wernberg/Kärnten) <i>Oberton und Underground</i> . Novelle (Edition Meerauge) • ARMIN BAUMGARTNER (Wien) <i>Die Wucht des Banalen</i> . Geschichten (kitab Verlag)
6.5. Montag, 19.00	GRUNDBÜCHER der österreichischen Literatur seit 1945 – gemeinsame Reihe mit dem Adalbert-Stifter-Institut, Linz 49. Grundbuch
AS	HILDE SPIEL (1911–1990): <i>DAS HAUS DES DICHTERS</i> . Literarische Essays, Interpretationen, Rezensionen (List Verlag, 1992) • ANNELIESE ROHRER (Kommentatorin, <i>Die Presse</i> ; Wien) liest und kommentiert • PAUL JANDL (Literaturkritiker, Lektor; Salzburg) Referat • Diskussion; Redaktion und Moderation: KLAUS KASTBERGER (Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek) • 7.5., 19.30, Linz, Stifter-Haus • <i>Grundbücher der österreichischen Literatur seit 1945 – Erste Lieferung</i> (Hg. K. Kastberger, K. Neumann, <i>profile</i> 14, 2007)
8.5. Mittwoch, 19.00	Reihe <i>Textvorstellungen</i> – Lesungen, Diskussion Motto: <i>Liebe an der Schmerzgrenze</i> • Redaktion und Moderation: REINHARD WEGERTH
AS	SUSANNE GREGOR (Wien) <i>Kein eigener Ort</i> . Roman (Edition Exil) • JÜRGEN-THOMAS ERNST (Bregenz) <i>Levada</i> . Erzählung (Limbus Verlag) • ELMAR MAYER-BALDASSERONI (Wien) <i>Die Hinrichtung</i> . Roman (Sisyphus Verlag)
13.5. Montag, 18.00	STUNDE DER LITERARISCHEN ERLEUCHTUNG: 68. Autoren-/Autorinnenprojekt der Alten Schmiede
AS	KURT SCHWITTERS' (1887–1948) <i>ZAUBERSTUNDE</i> (Liebesgedichte, lieder und poetische mischformen) • HERBERT J. WIMMER (Wien) rezitiert und kommentiert • Kurt Schwitters: <i>Das literarische Werk</i> . Bände 1–5 (Hg. von Friedhelm Lach; dtv, 2005)
20.00	ALFRED KOLLERITSCH (Graz) liest aus seinem Gedichtband <i>ES GIBT DEN UNGEHEUREN ANDEREN</i> (Vorwort: Peter Handke, Literaturverlag Droschl) •
AS	PETER WATERHOUSE (Wien; <i>manuskripte</i> -Preis 1993) <i>Werk-Echo</i> : Lesung ausgewählter früherer Gedichte von Alfred Kolleritsch • ausgewählte literarische Neuerscheinungen Frühjahr 2013
14.5. Dienstag, 19.00	<i>Erzählte österreichisch-deutsche Literaturgeschichte und Familiengeschichte durch drei Generationen</i>
AS	BARBARA BRONNEN (München) liest aus ihrem Buch <i>MEINE VÄTER</i> (Insel Verlag, 2012) • GISELA STEINLECHNER (Literaturwissenschaftlerin; Wien) Einleitung und Gespräch mit der Autorin Projekt <i>Stadtinstitut für Literarische Forschungen</i>
16.5. Donnerstag, 18.00	MARTIN AMANSHAUSER – FALSCH REISEN/RICHTIG REISEN • 76. Autorenprojekt der Alten Schmiede • 1. Abend:
AS	<i>Literarische Reise-Erleuchtungen</i> von IDA PFEIFFER , KURT VONNEGUT , DAVID FOSTER WALLACE u. a. • MARTIN AMANSHAUSER (Wien) liest und kommentiert für ihn maßgebliche Reisetexte
19.30	MARTIN AMANSHAUSER (Wien): <i>REISEN IN THEORIE UND PRAXIS</i> – Lesung aus
LQ	<i>LOGBUCH WELT</i> (Brandstätter Verlag, 2007) und unveröffentlichten Reisetexten; Gespräch zum Thema Reiseschriftstellerei
22.5. Mittwoch, 19.00	<i>FALSCH REISEN/RICHTIG REISEN 2. Abend: REISEJOURNALISMUS</i> : Diskussion über das Image und die Mechanismen von »Reise« in Printmedien mit
LQ	TANJA PAAR (<i>Der Standard</i>) • PETRA PERCHER (<i>Die Presse</i>) • CHRISTINA DANY (<i>Magazin onrail</i>) • HILMAR KLUTE (<i>Süddeutsche Zeitung</i>) • Moderation: Martin Amanshauser
23.5. Donnerstag, 19.00	<i>FALSCH REISEN/RICHTIG REISEN 3. Abend: REISEPROFIS – Reise und Verwertung</i> •
LQ	TEX RUBINOWITZ (Wien) und RADEK KNAPP (Wien) lesen aus ihren Büchern und sprechen mit ROBERT KROPP (Österreich, Internetseite <i>Insiderei</i>) und CHRISTINE NEDER (Deutschland, Internetseite <i>lilies diary</i>) • Moderation: Martin Amanshauser
27.5. Montag, 19.00	<i>FALSCH REISEN/RICHTIG REISEN 4. Abend: IST DAS REISE? – Unerhörte und unmögliche Reisen</i> •
LQ	CLEMENS BERGER (Wien) • MARTIN JANKOWSKI (Berlin) • ANNA KIM (Wien) lesen aus ihren Büchern und Berichten und sprechen mit Martin Amanshauser
28.5. Dienstag, 19.00	<i>SLAMMER. DICHTER. WEITER. 9</i> – Rezitieren • Konfrontieren • Reagieren • 70. Autorenprojekt der Alten Schmiede • MARKUS KÖHLE (Wien) Konzept und Moderation •
AS	KLAUS LEDERWASCH (Österreich) und RENATO KAISER (Schweiz)* – Auftritte mit österreichischen Gedichten des 20./21. Jahrhunderts * mit freundlicher Unterstützung der Schweizer Kulturstiftung PRO HELVETIA

prshelvetia

Alte Schmiede Literarisches Quartier, Schönlaterngasse 9, 1010 Wien, Österreich, (0043-1) 512 44 46, www.alte-schmiede.at

Freier Eintritt bei allen Veranstaltungen in der Alten Schmiede

Impressum: Der Hammer – Die Zeitung der Alten Schmiede, Ausgabe 63/2013 | Redaktion: Walter Famler, Kurt Neumann, Daniel Terkl, Annalena Stabauer | Foto: C. Hélié Gallimard | Zeichnung: Schreibwerkstatt Marienhof | Koordination: Marianne Schwach | Alle: 1010 Wien, Schönlaterngasse 9; Telefon (0043-1) 512 83 29; Fax (0043-1) 513 19 629; e-mail: marianne.schwach@alte-schmiede.at | Der Hammer 63 erscheint in einer Auflage von 30 000 Exemplaren als Beilage zum Augustin, Nummer 342, April 2013 | Grafische Gestaltung: fuhrer

